

EUROPA ERLEBEN | LITERATURSCHAUPLATZ
HERAUSGEGEBEN VON GREGOR C. MILENA

Karl-Markus Gauß
Martin Pollack

*Das reiche Land
der armen Leute*

Literarische Wanderungen
durch Galizien

Wieser Verlag

Kolomeaer Talesweber, die bei allem Elend doch die Hoffnung haben, einmal selbständig werden zu können, weil sie mehr Kleinmeistergesellen als großindustrielle Arbeiter sind. Die jüdischen Arbeiter von Borysław blieben allein und ihrem Schicksal überlassen.

JOSEPH ROTH

Reise durch Galizien (1924)

Leute und Gegend

Das Land hat in Westeuropa einen üblen Ruf. Der wohlfeile und faule Witz des zivilisierten Hochmuts bringt es in eine abgeschmackte Verbindung mit Ungeziefel, Unrat, Unredlichkeit. Aber so treffend einmal die Beobachtung war, daß es im Osten Europas weniger Sauberkeit gebe als im Westen, so banal ist sie heute; und wer sie jetzt noch gebraucht, kennzeichnet weniger die Gegend, die er beschreiben will, als die Originalität, die er nicht besitzt. Dennoch ist *Galizien*, das große Schlachtfeld des großen Krieges, noch lange nicht rehabilitiert. Auch für diejenigen nicht, die Schlachtfelder für Felder der Ehre halten. Obwohl westeuropäische Leiber in galizischer Erde zerfallen, um sie zu düngen. Obwohl aus den faulenden Gebenen der zerschossenen Tiroler, der Niederösterreicher, der deutschen Soldaten aus dem Reiche der Kukuruz dieses Landes blüht.

«Kukuruz» heißen die Maiskolben. Wenn sie reif geworden sind, säumen sie die Strohdächer der Bauernhöfen, große, gelbe Naturrodeln, von langen, gelben Haaren überweht. Man mästet die Schweine mit Kukuruz, die Gänse, die Enten, und bringt sie auf die Märkte, in die großen Städte. Arme jüdische Händler in Galizien legen die Maiskolben in Töpfe voll kochenden Wassers, ziehen mit den stehenden Erdfrüchten durch die Straßen und verkaufen die Kolben

an jene armen Juden, die mit alten Lumpen, Glasresten und Zeitungspapier handeln. So leben die Kukuruzhändler von den Lumpenhändlern. Von wem aber leben die Lumpenhändler?

Es ist schwer zu leben. Galizien hat mehr als acht Millionen Einwohner zu ernähren. Die Erde ist reich, die Bewohner sind arm. Sie sind Bauern, Händler, kleine Handwerker, Beamte, Soldaten, Offiziere, Kaufleute, Bankmenschchen, Gutsbesitzer. Zu viele Händler, zu viel Beamte, zu viel Soldaten, zu viele Offiziere gibt es. Alle leben eigentlich von der einzigen produktiven Klasse: den Bauern.

Die sind fromm, aber gläubisch, furchtsam. Sie leben in scheuer Ehrfurcht vor dem Priester und haben einen maßlosen Respekt vor der »Stadt«, aus der die seltsamen Fuhrwerke kommen, die ohne Pferde fahren, die Beamten, die Juden, die Henschaften, Ärzte, Ingenieure, Geometer, Elektrizität, genannt: Elektryka; die Stadt, in die man die Töchter schickt, auf daß sie Dienstmädchen werden und Prostituierte; die Stadt, in der die Gerichte sind, die schlauen Advokaten, vor denen man sich hüten muß, die gerechten Richter in den Talaren hinter den metallenen Kreuzen, unter dem bunten Bild des Heilands, in dessen heiligem Namen der Mensch verurteilt wird zu Monaten und zu Jahren und auch zum Tode durch den Strang; die Stadt, die man ernährt, damit man von ihr leben kann, damit man in ihr bunte Köpftücher kaufe und Schürzen; die Stadt, in der die »Kommissionen«, die Verordnungen, die Paragraphen, die Zeitungen ausbrechen. So war's, als der Kaiser Franz Joseph regierte, und so ist es heute. Es sind andere Uniformen, andere

Adler; andere Abzeichen. Aber die wesentlichen Dinge ändern sich nicht. Zu den wesentlichen Dingen gehören: die Luft, die menschliche Seele und Gott mit allen Heiligen, die seine Himmel bewohnen und deren Abbildungen an den Wegen stehen.

Diese Heiligenbilder zwischen den Ähren der weiten Felder, an den Wiesensäumen, in den Waldlichtungen sind im großen Kriege vernichtet worden, durchlöchert, zerhackt, verküppelt und dort wieder aufgerichtet, bemalt, mit Inschriften versehen, wo der Bauern Opfermut so groß war, wie ihre Frömmigkeit. So ist es nicht überall. Noch steht in dem kleinen ostgalizischen Dorf jener berümt gewordene Christus, dessen Kreuz von einem sarkastischen Geschloß zertrümmert wurde, so daß nur der steinerne Heiland blieb, an den Stumpf des Kreuzes die blutenden Füße genagelt und die Arme weit breitend im verzweifelten Nichtverstehen des schweigenden Gottes und der schließenden Welt; ein Erlöser, der gekreuzigt wird, ohne am Kreuz zu hängen; das symbolische Ergebnis eines martialisches Zufalls. Man hat dieses Wunder mit Recht so stehen lassen. Ringsum verharben langsam die Schützengräben.

Aber die Narben sind häßlich und wie entstellende Hautkrankheiten der Erde. Ich möchte gerne die bequeme Art jener Berichterstattung vermeiden, die durch das Kuppefenster blickt und die zurückliegenden Impressionen mit hurtiger Gemütsregung notiert. Aber ich kann es nicht. Mein Blick schweift immer wieder von den aufschlußreichen Physiognomien der Mitreisenden in die melancholische, ebene Welt ohne Grenze, in die sanfte Trauer der Erde, in welche die

Schlachtfelder hineingewachsen sind, Ergänzungen a posteriori. Und mag in meiner Nachbarschaft ein ebenso seltsamer wie typischer Mensch gerade im Begriff sein, eine Welt, seine Welt zu verraten – ich kann das Bild der kleinen Station nicht vergessen.

Alle diese Stationen sind eng, schmal, sie bestehen aus einem Trottoir und ein paar Schienen davor, der Bahnsteig sieht aus wie das Fragment einer Straße mitten zwischen den Feldern. Als wäre es just die Straßenecke vor der Börse, so stehen hier jüdische Händler, schwarze und rohhaarige. Sie erwarten niemanden, sie begleiten keinen Freund, sie gehen zur Bahn, weil es zum Beruf eines kleinen Händlers gehört, zur Bahn zu gehen, den ankommenden Zug zu sehen, die aussteigenden Leute, diesen Zug einmal im Tage, die einzige Verbindung mit der Welt, der ihren Lärm mitbringt und etwas von den großen Geschäften, die rund um den Globus abgeschlossen werden. Der Zug bringt deutsche Zeitungen aus Wien, aus Prag und aus Mährisch-Ostrau. Einer liest vor. Währenddessen gehen die Händler, in Gruppen diskutierend, nach Hause auf dem Feldweg, der den Marktlecken mit der Bahn verbindet, links sind Felder, rechts sind Felder, rechts ist das Christusbild, links ein Heiliger und zwischen beiden die Juden mit gesenkten Köpfen, die flatternden Röcke hehend, sorgsam bedacht, das Kreuz nicht zu berühren, dem Heiligenbild auszuweichen, zwischen Scylla und Charibdis des fremden, gewollt unverstandenen Glaubens. Es spritzt der Schlamm der Straße.

In der Ferne leuchtet der Schlamm wie schmutziges Silber. Man könnte die Straßen in der Nacht für

trübe Flüsse halten, in denen sich der Himmel, Mond und Sterne tausendfältig und verzerrt spiegeln wie in einem sehr schmutzigen Kristall. Zwanzigmal im Jahr schüttelt man Steine in den Schlamm, ungefügte, grobe Steinblöcke. Mörtel und rostbraune Ziegel und nennt es Schotterung. Aber der Schlamm bleibt doch am Ende siegreich, er verschlingt die Steinblöcke, den Mörtel, die Ziegel, und seine trügerische Oberfläche heuchelt glatte Ebenen, wo ganze Höhenzüge schlummern unter glucksenden Wässern, ein von Engpässen qualvoll durchfurchtes Kettengehügel. Viele Trainkolonnen sind über diese Straßen gezogen, schwere Geschütze haben tiefe Spuren hinterlassen, die Pferde sanken bis zum Sattel unter – ich weiß es noch, ich weiß es noch. Einmal zog ich diese und andere Straßen dahin, ein Lastmensch unter Lasttieren, und uns fraß der unsterbliche Schlamm, wie er die Schotterung der Straße frißt.

Wie ein Fluß im Gebirge Seen bildet, so weitet sich kreisrund die Straße zu Marktlecken. Hier sehe ich die Geburt einer Stadt. Sie ist ein Kind der Straße. Es sind geheime Gesetze, nach denen hier ein Städtchen entsteht und dort ein Dorf. Jenes breit und rund, dieses schmal und langgestreckt. Montag ist der Markt. Der Markt erzeugt den Marktlecken. Dieser das Städtchen. Eine Stadt wird es nie. Schicksalhaft begrenzt sind die Karrieren der Ortschaften wie der Menschen.

Denn es scheint, daß in diesem Land die Bedingungen für die äußere Entwicklung der Organismen gering sind. Sie wachsen nicht ins Weite. Sie wachsen ins Grotteske. In dieser mißhandelten, verpönten

europäischen Ecke ist die Romantik noch lebendig. In manchen Gegenden ist alles unwirklich: Familien, die im Sommer vom Handel mit Cuckensaft leben und im Winter von Totengebeten; Grafenschlösser in denen Geister gesehen werden; kleine, bartfüßige Jungen, die Trinkwasser in den Stationen verkaufen, Trinkwasser, nichts anderes. In Lemberg ereignete es sich, daß ein großes Lastwagenpferd durch ein offenes Kanalgitter fiel. Die Kanalföffnungen in Lemberg sind nicht größer, die Pferde nicht kleiner als in der ganzen europäischen Welt. Aber Gott läßt Wunder geschehen. Jeden Tag läßt Gott Wunder geschehen. Jeden Sonntag übertrifft er sich selbst.

Anders als in den kleinen Städten Westeuropas ist der Mensch in den galizischen Kleinstädten. Dort wächst er in die Behaglichkeit hinein, die morgens vom Fröhlichgöppchen, abends vom Stammtisch begrenzt wird. Die galizische Kleinstadt aber ist ohne Behagen. Sie wandelt ihren Spieß selbst in eine Rarität. Sie fördert die Entwicklung zur Selsankheit. In den galizischen Kleinstädten hastet die Tobsucht der großen Welstädte. Es ist Bewegung ohne sichtbaren Zweck und aus geheimnisvoller Ursache.

Aber über das flache Land wandelt unaufhörlich ein ewig gleicher Wind, den man kaum fühlt. Hügel, Verheißungen der Karpaten, blauen in der Ferne. Raben kreisen über den Wäldern. Sie waren hier immer zu Hause. Seit dem Krieg sind sie üppig geworden. Keine Fabrik, keine Reklame, kein Ruß. Auf den Märkten verkauft man primitive, hölzerne Hempelmänner, wie in Europa vor 200 Jahren. Hat hier Europa aufgehört?

Nein, es hat nicht aufgehört. Die Beziehung zwischen Europa und diesem gleichsam verbannten Land ist beständig und lebhaft. In Buchhandlungen sah ich die letzten literarischen Neuerscheinungen Englands und Frankreichs. Ein Kulturwind trägt Samen in die polnische Erde. Der Kontakt mit Frankreich ist der stärkste. Über *Deutschland*, das im toten Raum zu liegen scheint, sprühen die Funken herüber und zurück.

Galizien liegt in welverlorener Einsamkeit und ist dennoch nicht isoliert; es ist verbannt, aber nicht abgeschnitten; es hat mehr Kultur, als seine mangelhafte Kanalisation vermuten läßt; viel Unordnung und noch mehr Selsankheit. Viele kennen es aus der Zeit des Krieges, aber da verbar es sein Angesicht. Es war kein Land. Es war Etappe oder Front. Aber es hat seine eigene Lust, eigene Lieder, eigene Menschen und einen eigenen Glanz; den traurigen Glanz der Geschmähten.

Lemberg. Die Stadt

Es ist eine große Vermessenheit, Städte beschreiben zu wollen. Städte haben viele Gesichter; viele Launen, tausend Richtungen, bunte Ziele, düstere Geheimnisse, heitere Geheimnisse. Städte verbergen viel und offenbaren viel, jede ist eine Einheit, jede eine Vielheit, jede hat mehr Zeit als ein Berichterstatter; als ein Mensch, als eine Gruppe, als eine Nation. Die Städte überleben Völker, denen sie ihre Existenz verdanken, und Sprachen, in denen ihre Baumeister sich verständigt haben. Geburt, Leben und Tod einer Stadt hängen von vielen Gesetzen ab, die man in kein Schema

bringen kann, die keine Regel zulassen. Es sind Ausnahmegesetze.

Ich könnte Häuser beschreiben, Straßenzüge, Plätze, Kirchen, Fassaden, Portale, Parkanlagen, Familien, Baustile, Einwohnergruppen, Behörden und Denkmäler. Das ergäbe ebensowenig das Wesen einer Stadt, wie die Angabe einer bestimmten Anzahl von Celsiusgraden die Temperatur eines Landstriches vorstellbar macht. (In Berlin friert man schon bei plus 15 Grad Celsius.) Man müßte die Fähigkeit haben, die Farbe, den Duft, die Dichtigkeit, die Freundlichkeit der Luft mit Worten auszudrücken; das, was man aus Mangel einer treffenden Bezeichnung, mit dem wissenschaftlichen Begriff »Atmosphäre« ausdrücken muß. Es gibt Städte, in denen es nach Sauerkraut riecht. Dagegen hilft kein Barock. Ich kam an einem Sonntagabend in eine kleine ostgalizische Stadt. Sie hatte eine Hauptstraße mit ganz gleichgültigen Häusern. Jüdische Händler wohnen in dieser Stadt, ruthenische Handwerker und polnische Beamte. Der Bürgersteig ist holprig, der Fahrdamm wie die Nachbildung einer Gebirgskette. Die Kanalisation mangelhaft. In den kleinen Seitengassen trocknet Wäsche, rotgestreift und blau kariert. Hier müßte es doch nach Zwiebeln duften, vertraubar Häuslichkeit und altem Moder?

Nein! In der Hauptstraße dieser Stadt entwickelte sich der oblige Korso. Die Kleidung der Männer war von einer selbstverständlichen, sachlichen Eleganz. Die jungen Mädchen schwärmten aus wie Schwäben, mit hurtiger zielsicherer Ammut. Ein heterer Bettler bat mich mit vornehmen Bedauern um ein Almosen

120

— es tat ihm leid, daß er gezwungen war, mich zu belästigen. Man hörte Russisch, Polnisch, Rumänisch, Deutsch und Jiddisch. Es war wie eine kleine Filiale der großen Welt. Dennoch gibt es in dieser Stadt kein Museum, kein Theater, keine Zeitung. Aber dafür eine jener »Talmud-Thora-Schulen«, aus denen europäische Gelehrte, Schriftsteller, Religionsphilosophen hervorgehen: und Mystiker, Rabbiner, Warenhausbesitzer.

In dieser Stadt lernte ich zufällig einen Gymnasiallehrer kennen. Er sagte: »Sie sind aus Deutschland? Erklären Sie mir, was aus der Entdeckung des Professors geworden ist, der Gold aus Quecksilber gewinnt. Was bleibt dann noch? Was ist außerdem im Quecksilber enthalten? Ich muß fortwährend darüber nachdenken. Sie müssen wissen, daß ich sehr viel Zeit habe. Wenn ich so viel Geld hätte, ich würde nach Deutschland fahren und mich informieren. Es läßt mir keine Ruhe!« So sprach der Mann. Er wird wieder zwei Jahre warten, bis jemand aus Deutschland kommt.

Solche Menschen gedeihen in kleinen ostgalizischen Städten. In den größeren würden sie wahrscheinlich auch gedeihen. Aber es gibt keine größeren. In Ostgalizien gibt es nur eine: die Stadt *Lemberg*.

In diese Stadt bin ich zweimal gewissermaßen als ein Sieger eingezogen, und das war nicht ganz ungefährlich. Lange Zeit war sie eine »Etappe«, Sitz eines österreichischen Armeekommandos, einer deutschen Feldzeitung, vieler Militärämter, einer k. u. k. Personalsammelstelle, einer »Offiziersmenage«. Es gab eine Militärpolizei, eine »Kundschafter- und Nachrichten-

121

stelle«, ein österreichisches und ein deutsches Bahnhofskommando, Krankenhäuser, Epidemien und Kriegsbereiterstater. Hier hauste der Krieg, hier hausten seine Begleiterscheinungen, die schlimmer, weil sie dauerhafter waren. Um diese Stadt kämpften nach dem Zusammenbruch Polen und Ruthenen, und hier ereignete sich der Novemberpogrom. Und heute noch sieht Lemberg wie eine Etappe aus. Die Hauptstraße hieß einmal »Karl-Ludwig-Straße«, aus Loyalität gegenüber dem Herrscherhause. Heute heißt sie die »Straße der Legionen«. Es sind immer polnische Legionen gemeint. Hier war einmal der Corso der österreichischen Offiziere. Hier hörte man immer Deutsch, Polnisch, Ruthenisch. Man spricht heute Polnisch, Deutsch, Ruthenisch. In der Nähe des Theaters, das am unteren Ende die Straße abgrenzt, sprechen die Menschen Jiddisch. Immer sprachen sie so in dieser Gegend. Sie werden wahrscheinlich niemals anders reden.

Gegen diese Vielsprachigkeit wehrt sich das neue, gestärkte, durch die jüngste Entwicklung der Geschichte gewissermaßen bestätigte polnische Nationalbewußtsein – mit Unrecht. Junge und kleine Nationen sind empfindlich. Große sind es manchmal auch. Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfaltigkeit ist es immer. In diesem Sinn ist Lemberg eine Bereicherung des polnischen Staates. Es ist ein bunter Fleck im Osten Europas, dort, wo es noch lange nicht anfängt, bunt zu werden. Die Stadt ist ein bunter Fleck: rot-weiß, blau-gelb und ein bißchen schwarz-gelb. Ich wüßte nicht, wenn das schaden könnte.

Diese Buntheit schreibt nicht, blendet nicht, macht kein Aufsehen, ist nicht um ihrer selbst willen da, wie die Buntheit balkanisch-orientalischer Städte, wie die Budapester zum Beispiel, die balkanischer ist als der Balkan. Die polyglotte Farbigkeit der Stadt Lemberg ist wie am frühen Morgen noch im Halbschlummer, schon in halber Wachheit. Es ist, wie die erste Jugend einer Buntheit. Junge Bäuerinnen mit Körben fahren im Bauernwagen durch die Hauptstraße. Heuduft. Ein Drehorgelmann spielt ein Volkslied. Stroh und Häcksel sind über den Fahrdamm gestreut. Die Damen, die in die Konditorei gehen, tragen die letzten Toiletten aus Paris, Kleider, die bereits den Ansprach erheben. »Schöpfungen« zu sein. In den Seitenstraßen staubt man Teppiche.

Adam *Michewicz*, der große polnische Dichter, steht in der Straßennitte, Kafkanjuden parouillieren zu seinen Füßen, die Wachtposten des Handels. Ein Mann mit einem Sack über der rechten Schulter schreit »Handele!« mit melodischer Weinerlichkeit. Das hindert keinen einzigen der schlanken, sehr kriegerischen Kavallerieoffiziere, mit seinem großen, gelbgenen Säbel zu scheppern, mit den musikalischen Sporen zu klirren. Er klirrt, scheppert, schreit mit annuitiger Männlichkeit in einer kleinen Wolke aus Kriegsmusik dahin und ist dennoch ein friedlicher Mensch – und als hätte er keinen gewaltigen Schleppsäbel, sondern nur einen Regenschirm, so zwängt er sich durch die dichtgeballten Gruppen der Händler, welche die Politik der Welt besprechen und einen Handel abschließen und beides gleichzeitig. So demokratisch ist hier das Militär. Ich sah einen Ober-

leutnant mit vielen Kriegsauszeichnungen und bunten Bändchen an der Brust. In der Hand trug er ein Glas »Eingemachtes«. Seiner Frau hielt er den Marktkorb. Dieser Kopfsprung ins Ewig-Menschliche, ins Private, ins Häusliche versöhnt mit den kriegerischen Wölken aus Sporenklang und Ordensglanz. In anderen Städten trägt ein »Bursche«, drei Schritte hinter den Herrschaftlichen Oberleutnants, das Eingemachte. Manchmal ist es gut zu sehen, daß ein Oberleutnant ein Mensch ist.

Die Stadt demokratisiert, vereinfacht, vermenschlicht, und es scheint, daß diese Eigenschaften mit ihren kosmopolitischen Neigungen zusammenhängen. Die Tendenz ins Weite ist immer gleichzeitig ein Wille zur selbstverständlichen Sachlichkeit. Man kann nicht feierlich sein, wenn man *vielfältig* ist. Sakrales selbst wird hier populär. Die großen, alten Kirchen treten aus der Reserve ihres heiligen Zwecks und mischen sich unter das Volk. Und das Volk ist gläubig. Neben der großen Synagoge blüht der jüdische Straßenhandel. An ihren Mauern lehnen die Händler. Vor den Kirchenportalen hocken die Bettler. Wenn der liebe Gott nach Lemberg käme, er ginge zu Fuß durch die »Straße der Legionen«.

Straßen, Plätze, Häuser, die vornehm zu sein die Bestimmung und die Pflicht haben. Schlösser hinter Gittern, öffentliche Gebäude, zu denen man auf Stiegen emporschreitet – alle sind populär. Die strenge Form lockert sich volkstümlich. Die Milderung der strengen Form artet auch in Unordnung aus, in zerstörende Langsamkeit, selbstmörderische Verwirrung. Die Gesetze sind zahlreich. Ihre Übertretung

oberstes Gesetz, wenn auch ungeschriebenes. Der alle »österreichische Schlendrian« findet eine adäquate Fortsetzung in der Lässigkeit, die slawisch ist und eine Begleiterin der Melancholie.

Es gibt ein Literaten-Café. »Roma« heißt es. Gute Bürger besuchen es. Auch hier verwischen sich die Grenzen zwischen Selbsthaftigkeit und Bohème. Der Sohn des bekannten Rechtsanwalts ist Stammgast, Regisseur, Literat. Am Nebenisch könnten seine Angehörigen sitzen. Alle Trennungsstriche sind mit schwacher, kaum sichtbarer Kreide gezo-gen.

Es ist die Stadt der verwischten Grenzen. Der östlichste Ausläufer der alten kaiserlichen und königlichen Welt. Hinter Lemberg beginnt Rußland, eine andere Welt. Das weit westlichere Krakau ist weniger österröisch. Es blieb immer ein nationales Museum. Zwischen Wien und Lemberg ist heute noch, wie immer, der Radioaustausch der Kultur. Aber Bukarest ist noch dazugekommen. Der Umsturz hat nämlich alle galizischen Städte um einige Meilen nach Osten gerückt. Vielleicht zum Segen des Ostens ...

Das Städtel war ein Zentrum

Heute früh, der Tag war noch nicht angebrochen, weckte mich ein Unbehagen jener Art, das ein Traum zurückläßt, von dem das Gedächtnis sozusagen nichts als den Schatten bewahrt hat. Es war nicht schwer zu erraten, daß die Mißstimmung sich auf etwas beziehen mußte, was ich vorgestern geschrieben hatte. Ich holte das Manuskript ins Bett, und kaum hatte ich das Heft aufgeschlagen, wußte ich, was mich wie die Erinnerung an ein Unrecht bedrückte, das man begangen hat, obschon man es leicht hätte vermeiden oder auf der Stelle gutmachen können: Ich habe vorgestern zugleich mit der Armseligkeit die Häßlichkeit und den Schmutz des Städtchens, des jüdischen Städtchens erwähnt, in dem ich die ersten zehn Jahre meines Lebens verbracht habe.

Zablutow, so hieß dieser kleine Ort, der Hunderten anderen Städtchen ähnlich war, in denen bis 1942 die jüdische Bevölkerung Galiziens, Russisch-Polens, Litauens, Weißrußlands und der Ukraine auf engem Raum zusammengepfercht lebte. Zablutow – schon der Name ist unangenehm: er spielt auf den lehmigen Boden, auf die ungepflasterten Straßen an, in denen man zu versinken drohte, sobald die unaufhörlichen Herbstregen sie aufgeweicht hatten. Die dreitausend Einwohner waren zu neunzig Prozent Juden: Handwerker, viel mehr als man je brauchen konnte, Händler mehr als Käufer – Händler ohne Kapital, welche die Waren, die sie anboten, zumiest selbst noch nicht

bezahlt hatten. Sie wurden sie nicht los, weil das Geld immer rarer wurde, weil die ruthenischen Bauern, die sich jeden Dienstag zum Wochenmarkt einstellten, zu wenig zu verkaufen hatten und für ihre Produkte nur schlechte Preise erzielten. Sie konnten deshalb kaum etwas anderes erstehen als gesalzene Heeringe, einen Kamm für die Braut, einmal im Jahr ein Gewand oder ein besonders billiges Paar Schuhe.

Die Zlabotower waren wie die Bewohner der anderen Städtchen »Luftmenschen« oder »Luftexistenzen«, wie sie sich selbst gerne nannten – mit jener Selbstironie, auf die sie schwerer verzichten hätten können als auf ihre kärgliche Nahrung oder ihre schäbige Kleidung.

Habe ich von der Armseligkeit des Städtchens gesprochen? Das Wort ist irreführend, weil durchaus unzureichend. Sich kaum je wirklich satt zu essen, war das Schicksal der meisten, obschon die Nahrungsmittel dort weit billiger waren als im Westen. Viele Kinder träumten davon, einmal, ein einziges Mal ein wirklich neues Gewand, ein Paar neue Schuhe zu bekommen – aber es geschah nur höchst selten. Gewendet, dann gekürzt, dann wieder gewendet, mit passenden und oft unpassenden Flecken repariert – eine Harlekinade weit und breit, über die niemand lachte. Die Flickschneider und die Flickschuster waren die meistbeschäftigten Handwerker, ohne sie hätten viele Kinder nackt und auch im Winter barfuß gehen müssen.

Es gab Männer, die fasteten nicht nur an den zahlreichen Fasttagen, sondern überdies jeden Montag und Donnerstag, auch damit die Kinder oder die Enkel etwas mehr zu essen hätten. Von dem für den Sabbat

gebäckenen, geflochtenen Weißbrot verzehrte man nur so viel als notwendig war, um die vorgesehene Segenssprüche zu rechtfertigen, den Rest aber bewahrte man während der Woche auf – für den Fall, daß einer krank würde. Bis spät in den kalten Herbst gingen die Kinder barfuß; im Winter mußten häufig ein oder zwei Paar Stiefel für die ganze Familie reichen. Man heizte mit der billigsten Braunkohle, aber auch für sie reichte das Geld nicht. Reichen mußte es jedoch in jeder Familie für eines; für den Lohn des Lehrers. Vom dritten Lebensjahr an mußten die Kinder, die Bubben, nicht die Mädchen, in den *Cheder*, die Schule, in der man hebräisch lesen, beten und schließlich die Bibel übersetzen lernen.

Es gab bei uns Bettler aller Art: die »Verschämten«, die nur eine Anleihe machen wollten, die sie aber nie zurückzahlen konnten – nicht die zumeist winzigen Summen, die man ihnen kaum *verweigern* konnte, nicht das Mehl und nicht die *Kartoffeln*. Dann gab es die *professionellen* Bettler, die *eingesessenen* und die *wandernden*, die zumeist in *Gruppen* auftraten – vor allem, wenn wohlhabende Familien ihre Kinder verheirateten oder einen der ihren begnaben. Es gab die *Armen*, die still hungerten und froren; sie lebten von »Wundern«, die immer eintraten, wenn auch manchmal zu spät: eine kleine Geldsendung eines Verwandten, eine Erbschaft, die einige Kronen erbrachte, oder das größte, meist erwartete Wunder: daß die Kinder in die Fremde fuhrten und den darben-den Eltern immer wieder einige Gulden schickten. Wie viele auch hungerten, niemand verhungerte. Man erzählte: Mitglieder der Gemeinde weckten den

Rabbi am frühen Morgen: »Es ist etwas Furchtbares geschehen«, klagten sie. »In unserer Mitte ist einer Hungers gestorben, man hat ihn soeben tot in seiner Stube aufgefunden.« Darauf der Rabbi: »Das ist nicht wahr. Ja, es ist unmöglich. Hättest du oder du oder du ihm ein Stück Brot verweigert, wenn er es verlangt hätte?« – »Nein«, antworteten sie, »aber Elieser war zu stolz, um etwas zu bitten.« »Also sagt nicht, daß mitten unter uns einer Hungers gestorben ist, denn Elieser ist an seinem Stolz zugrunde gegangen.«

Es gab solche Stolze, aber sie waren selten: die meisten hungerten sich durch, bis ihre Kinder ihnen helfen konnten, die nach Amerika ausgewanderten, oder bis sie an einer Lungenkrankheit oder am Herzschlag starben.

Ja, es war eine bis zur Absurdität maßlose, groteske Armut, jedoch keine *Armseligkeit*, weil die Zablotover nicht nur etwa glaubten, sondern *wußten*, daß der Zustand nur provisorisch war und sich bald alles ändern würde, auch wenn die Not schon Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte dauerte – in der Tat seit dem Siege des Kosakenhehmanns Bogdan Chmelnicki im Jahre 1648. Gott, *ihr* Gott natürlich, griff stets ein. Spät, sehr spät, aber nie zu spät. Darüber hinaus konnte man jeden Augenblick mit der Ankunft des Messias, also mit der endgültigen Erlösung rechnen. In den zahlreichen Bet- und Studierstuben, die es in jedem Städtchen gab, fanden sich immer welche, die während der endlosen Gespräche zwischen dem Nachmittags- und dem Abendgebet bewiesen, daß eben das Übermaß an Leid und Not der Beweis dafür wäre, daß der Messias unaufhaltsam nahe. Unter den Zu-

hören mochte es Zweifler geben und Kleinmütige, die befürchteten, daß sie noch vor der Erlösung sterben könnten, doch gab es kaum einen, der nicht an den Messias und sein nahes Kommen glaubte.

Sie standen in dem von Kerzen beleuchteten Bethaus, der leise Gesang, mit dem hier und dort junge Menschen ihr Talmudstudium begleiteten, störte die eifrigen Debattierer so wenig wie der Lärm der spielenden Kinder, den man um so duldsamer ertrug, als manche von ihnen den Vater oder die Mutter vor nicht langer Zeit verloren hatten. Die Waisenknaben mußten dreimal am Tag das Totengebet wiederholen, laut, deutlich. Und wenn es ihnen zu schwer war, sprach man es ihnen Wort für Wort vor. Gesang und Kinderlärm und nicht selten ein lauter Zwist – all das störte niemanden, denn man war über die Maßen damit beschäftigt, alles zu besprechen, die eigenen Anglegenheiten und die der großen Welt. Gleichviel ob sie von sich selbst oder den anderen, den »Großen« sprachen, dauernd verknüpften sie die Wehleidigkeit mit Selbstironie, das Pathos mit Spott. Diese Männer, von denen die meisten am Sonntag nicht wußten, wie sie während der anbrechenden Woche ihre Familie durchbringen würden, und die sich am Donnerstag den Kopf zerbrachen, wo sie die Mittel finden sollten, den Sabbat zu bereiten – diese bettelarmen Männer, zumeist zu früh verheiratet und rastlos im Kinderzeugen, waren nicht armselig, denn sie wußten sich teilhaftig am *Olam haba*, an der »kommenden Welt«, zu der sie nach ihrem Tode Zutritt erhalten würden. Und traf der Messias vorher ein, so öffnete sie sich ihnen noch viel früher.

Denke ich an diese Juden zurück, wie ich sie bis zu meinem zehnten Lebensjahr täglich in den Gassen, auf dem Marktplatz, in Bethäusern und Studierstuben sah, so bringt mir die Erinnerung zweierlei Geräusche zurück: Seufzen, viel Seufzen und Ächzen, aber auch Gelächter, gutmütiges oder spöttisches, doch stets lautes Lachen, in das auch die Seufzenden und Ächzenden bald einstimmten. Jedes Bonmot, »ein gut' Wörtl« wurde sofort aufgenommen, wiederholt und ausgedokt, bis ein anderes es schließlich verdrängte. Außer den Bonmots zitierte man auch häufig weise, tiefe und besonders scharfsinnige Aussprüche. Chassidim brachten sie vom Hofe ihres *Zaddik*, des Wunderrabbi, zu dem sie immer wieder fuhren. Oder es handelte sich um Zitate aus Büchern und Artikeln zumeist hebräischer Autoren oder um apokryphe Äußerungen, die man dem oder jenem »scharfen Kopf« zuschrieb. Die Gebildeten schmückten gewöhnlich ihre zu langen Reden mit Zitaten aus Werken der Dichter, welche nicht immer genau paßten; aber darauf kam es nicht so sehr an. Am meisten verehrte man Schiller – er war der sublimen Dichter der Ideale; man nannte häufig Goethe, doch nicht ohne eine gewisse Verlegenheit – wegen seines bedenkliehen Liebeslebens; Heine schließlich wurde oft erwähnt, mit Stolz, doch zumeist mit schmerzlichem Hohn. Er war ein Täufling, das verzieh man ihm nicht, man vergaß es nie.

Was immer drüben, in der großen Welt, passieren mochte, wurde in jedem Bethause und auf dem Marktplatz eifrigst besprochen. Die Leute des Städtels gingen alles an, obschon sie nur geringen Anteil am Geschehen, am Reichum und Wohlleben der anderen hatten.

Sie lebten am äußersten Rande der Welt, das wußten sie, doch hinderte es sie nicht, vehement Stellung zu nehmen und sich zumindest während der endlosen Debatten einzubilden, daß es auch auf ihre Meinung ankäme. Diese Luftmenschen lebten im Bereiche eines alles metaphorisierenden »als ob«.

Von der Häßlichkeit des Städtchens gesprochen zu haben, bedrückte mich, wie ich erwähnte, bis in den Schlaf hinein. Nun, was dachten denn die Leute vom Städtel selbst? Würden sie, wie häßlich ihre Häuser und wie unschön ihre armselige Kleidung war? Gewiß fehlte ihnen die Möglichkeit zu vergleichen, denn die meisten von ihnen starben, ehe sie sich ein- oder höchstens zweimal weiter als dreißig Kilometer entfernt hatten. Die nahen Dörfer gefielen ihnen keineswegs, die strohbedeckten Hütten der Ukrainer waren in ihren Augen viel häßlicher als ihre eigenen Häuser; überdies mieden sie möglichst die Dörfer, weil sie mit Recht fürchteten, dort der Feindseligkeit zu begegnen. Dennoch waren diese Städtchen keine Ghettos, sondern wesensmäßig ebenso wie definitionsgemäß das Gegenteil. Ein Städtel war nicht das Anhängsel einer christlichen Gemeinde innerhalb der Bannmeile, nicht ein diskriminierter Fremdkörper innerhalb einer höheren Zivilisation, sondern im Gegenteil eine scharf profilierte, in ihren Grundlagen gefestigte autonome Gemeinschaft mit einer eigenartigen Kultur – dies inmitten von Armut und Häßlichkeit, und eingekreist von Feinden des jüdischen Glaubens. Das Städtel war ein Zentrum, von dem aus gesehen die slawischen Dörfer periphere Agglomerationen waren, deren Einwohner, zumeist Analphabeten, zum Geistigen kaum eine Beziehung hatten. In all seiner Misere war das

jüdische Städtchen eine kleine *Civitas Dei* – geistig und geistlich erstaunlich, in mancher Hinsicht um Jahrhunderte zurückgeblieben, nicht selten abstoßend, aber dennoch bewundernswert, weil das Leben dieser Menschen täglich, ja stündlich und bis in die letzte Einzelheit durch ihre wahrhaft beispiellose Treue zu einem unablässig fordernden Glauben bestimmt wurde. Die Juden des Ghettos von Venedig, von Rom oder Worms blieben eine in der eigenen Vaterstadt diskriminierte exilierte Minderheit, während die Einwohner des Städtchens *majoritar*, also bei sich zu Hause waren; ihre nichtjüdischen Nachbarn, etwa die polnischen Adligen, mochten mächtig und reich sein und auf sie herabsehen: die Juden waren jedoch von ihrer eigenen Überlegenheit überzeugt. Im Städtel gab es nicht die Spur eines Minderwertigkeitsgefühls wegen der Zugehörigkeit zum Judentum und daher nicht die geringste Neigung, das eigene Wesen zu verhüllen oder wie die anderen zu werden.

Gewöhnlich wohnten zwei Familien zusammen, manchmal in einer einzigen Stube. Der Streit der Frauen, die am gleichen Herd kochen mußten, das Geschrei der Kinder, all das drang Tag und Nacht auf die Gasse hinaus. Das Unglück wurde stets publik, das Glück blieb oft geheim, aber es offenbarte sich aufdinglich vor aller Welt, wenn die Eltern sich ihrer Nachkommen rühmen durften. Man schalt die Kinder laut, man verfluchte sie sogar und fast im gleichen Atemzug überschüttete man sie mit den zärtlichsten Worten.

Die meisten Häuser waren ebenerdig und boten selten mehr Raum als für zwei kleine Stuben und eine

Kirche, sie waren aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt; sie drangen aufeinander ein, als suche ein **jedes Schutz bei dem anderen. Die Straßen bildeten selten eine gerade Linie, denn jedes Gebäude schien sich von den anderen zumindest durch die Formen unterscheiden zu wollen, als wären sie alle im Alptraum eines Urbanisten beheimatet.**

Es gab kein Gas, keine Elektrizität und keine Kanalisation im Städtchen, und es gab natürlich auch keine Wasserleitung in den Häusern, sondern einige wenige Brunnen, aus denen man das Wasser schöpfte. Wasserträger brachten es jenen, die es bezahlen konnten, ins Haus, wo man es in großen Fässern bewahrte; die Armen mußten sich das Wasser selber holen.

Diese holzernen Bauten fingen leicht Feuer – zu jeder Jahreszeit, besonders aber im Winter, wenn die schadhaften Öfen Brände verursachten. Da die Brunnen weit waren und das Wasser in den Fässern nicht selten vereiste, wurde der Brand zu spät gelöscht. Die Winde trugen das Feuer von Haus zu Haus und eine Nacht lang mochte dann das Städtchen wie von Flammen umzingelt sein, die in den Himmel stiegen: Rotgelbe Wände erhoben sich immer höher, sanken ins Dunkel hinab und stiegen wieder hinauf. In ihrem Lichte erblickte man halb nackte Menschen, die sich bald zu einem dichten Haufen zusammenballten, als düfteten sie sich nicht brennen, und dennoch bald wieder auseinanderziefen – zu den Brunnen, zu den brennenden Häusern oder zu jenen, die noch unversehrt, aber bedroht waren. Die Nacht wurde zum Tage, auch die Kinder konnten nicht schlafen, sie liefen durch

die Gassen, sammelten sich in der Nähe der Brandstätten oder schlepten die geleerten Eimer zu den Brunnen.

In solchen Nächten erfuhr ich, daß fürchtbares Unglück, wenn es Ereignis bleibt und nicht Zustand wird, bei den Betroffenen eine Erregung hervorruft, in der man sich verhält, als ob die geordnete Welt aus den Fugen wäre, weil ihr alle Gesetze abhanden gekommen sind ...